

36. Jhg. JUNI 2026 Nr. 6 (451)

MASURISCHE STORCHENPOST

**Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft /
Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego**



**Laut der Generaldirektion für Umweltschutz ist der 6. Juni der
Wiesentag oder Wildblumentag./ Jak informuje Generalna Dy-
rekcja Ochrony Środowiska 6 czerwca jest obchodzony Dzień
Łąki, czyli Dzień Dzikich Kwiatów. Foto: <https://zpkww.pl/>**



Im Rahmen einer feierlichen Sitzung am 18. August 2022 im Rathaus in Rastenburg/Kętrzyn wurde Frank Krawolitzki die Auszeichnung überreicht und symbolisch ein Schlüssel zur Stadt ausgehändigt.

Am Foto: Der Vizebürgermeister Maciej Wróbel mit dem Schlüssel der Stadt für Frank Krawolitzki. Foto Uwe Hahkamp.

Quelle: Masurische Storchenpost Nr 10/2022

Weiter Informationen in diese Aufgabe S. 2

Inhalt/w tym numerze

- 1 **Inhalt/w tym numerze**
2 Flucht der Kaufmannsfamilie Krawolitzki im Winter 1945
 von Rastenburg in Ostpreußen nach Schleswig-Holstein
 Biografische Niederschrift Teil 1.
 Ulrich Nagel
7 Winfried Behlau – ein "Russenkind"
 Grzegorz Supady
10 Monika Marons Tagebücher 1980 bis 2020
 Jörg Bernhard Bilke
14 „Meine Feder ist leichter als die eines Kolibris“
 Poesie von Czesław Miłosz im Haus für Poesie Berlin
 Arkadiusz Łuba
18 Kreis Lyck, Genealogie, Ahnenforschung,, Familienge-
 schichtsforschung
 Von Lyck in die weite Welt
 Reinhard Donder
23 **Dieter Siebald** und seine Serie „Aus alter Zeit“
27 Ziemlich beste Freunde
 Grzegorz Supady
31 Rok 2024 został ustanowiony przez Senat RP
 Rokiem Czesława Miłosza
33 Dieter Siebald i jego kolumna „Z dawnych czasów”
35 Reinhard Donder o liście z Brazylii
37 Ognie świętojańskie i ich mistyczne tradycje
 Günter Schiwy
40 Bitwa pod Sedanem
 Arno Surminski
52 POLOWANIE Z NAGONKĄ
 Siegfried Lenz
60 IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

**Frank Lothar Krawolitzki: 70 Jahre Einsatz für Frieden und
Völkerverständigung. „Frieden schaffen ohne Waffen“.**

**Flucht der Kaufmannsfamilie Krawolitzki im Winter 1945
von Rastenburg in Ostpreußen nach Schleswig-Holstein
Biografische Niederschrift**

Teil 1.

Von Ulrich Nagel

Familie Krawolitzki

Hermann Krawolitzki, geb. 16. März 1895
in Kyschienen bei Soldau,
Kreis Neidenburg,
Ostpreußen (polnisch: Kisiny),
gest. 15. September 1984
in Geislingen/Steige.



Hedwig Krawolitzki (geb. Kluth),
geb. 16. April 1894
in Danzig-Langfuhr
(heute Gdansk),
gest. 31. März 1988
in Geislingen/Steige.





Ruth Krawolitzki (verh. Storms),
geb. 9. Juni 1924 in Marienwerder,
Westpreußen (heute : Kwidzyń),
gest. 23.02.2000 in Erkelenz.



Eva Krawolitzki (verh. Nagel),
geb. 18. August 1926
in Marienwerder,
Westpreußen (heute Kwidzyń),
gest. 07. Juni 2020
in Neu-Ulm.



Frank Lothar Krawolitzki,
geb. 15. Februar 1933
in Rastenburg (heute : Ketrzyn).



Hermann Krawolitzki, gelernter Einzelhandelskaufmann, war seit 1. September 1928 Inhaber der Firma Friedrich Rohmann in Rastenburg (Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg). Die Firma konnte er von einer Erbgemeinschaft kaufen. Zum Betrieb gehörten ein Einzelhandelsgeschäft (Lebensmittel, Feinkost, Spirituosen und Genussmittel), eine Kaffeerösterei, die Germania-Drogerie mit Fotolabor sowie die altdeutschen Bier- und Weinstuben (Schankbetrieb mit Vollkonzession).

Hermann Krawolitzki betätigte sich - neben dem Einzelhandel - auch als Großhändler (Wein, Wild, Obst, Kaffee) für Gastronomen, Gutsbesitzer, Kasernen und kleinere Geschäfte in der näheren Umgebung. Außerdem wurde das nahegelegene Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ beliefert.

Die Firma wurde Mitte 1939 mit 20 Personen betrieben. Zu Kriegsbeginn wurden alle männlichen Angestellten zum Militär eingezogen.

Hermann Krawolitzki, in Rastenburg gut vernetzt, war u.a. Mitglied des Aufsichtsrats der Volksbank in Rastenburg sowie Interessenvertreter des Rastenburger Einzelhandels bei der Industrie und

Handelskammer in Königsberg.



Das Geschäftsgebäude „Friedrich Rohmann“ mit der „Germania Drogerie“ am Neuen Markt in Rastenburg im Jahr 1938

Rastenburg/ Kętrzyn, am nördlichen Rand der masurischen Seenplatte gelegen, hatte als Kreisstadt Ende 1944 rund 20.000 Einwohner. Die Gründung von Rastenburg geht auf die Errichtung einer Ordensburg durch den Deutschen Orden um 1329 anstelle einer Siedlung der Pruzzen (Prussen) zurück, die dem Schutz vor Litauern diente. Das Wort „Rast“ stammt vom prussischen Begriff „in den Sumpf getriebener Pfahl“.

Rastenburg, mit ca. 25.000 Einwohnern, hieß ab Mitte 1945 polnisch Rastembork und wurde im Mai 1946 in Kętrzyn umbenannt. Dieser heutige Ortsname ist vom Pseudonym „Wojciech Ketrzynski“ des deutsch-polnischen Publizisten Adalbert von Winkler (1838 bis 1918) abgeleitet. Seine Vorfahren entstammten einer polnisch-stämmigen, kaschubischen Adelsfamilie. Er war um das Jahr 1856 einige Jahre Schüler im Rastenburger Gymnasium und wurde 1876 Direktor des Ossolinski Nationalinstituts in Lemberg/

Lwów, Ukraine), wo er auch starb.

Unweit von Rastenburg wurde 1940 das Führerhauptquartier Wolfsschanze errichtet. Hitler hielt sich zwischen 24. Juni 1941 bis Ende 1944 dort mit seinem gesamten Beraterstab auf und befahl von dort seine Kriegsaktivitäten. Die gesamte Anlage wurde am 24. Januar 1945 von einem deutschen Pioniertrupp gesprengt.

Verfasser: Ulrich Nagel (Nue-Ulm) – Februar/März 2026

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe



ZDF – 9. Juni 2026

**Winfried Behlau – ein "Russenkind"
von Grzegorz Supady**

Am 9. Juni 2026 strahlte das ZDF die Sendung „Kein Kind der Liebe“ aus. Ihr Hauptprotagonist war Winfried Behlau, ein heute 80-jähriger pensionierter Pädagoge aus dem niedersächsischen Delmenhorst bei Bremen. Im ersten Augenblick wollte ich auf einen anderen Sender umschalten, tat es aber nicht, nachdem der gutmütig aussehende Behlau über seinen Geburtsort berichtet hatte. Nicht anderswo als im Dorf Ottendorf bei Allensteiner blicke er nämlich 1946 das Licht der Welt. Anfänglich wusste ich nicht, um welche Ortschaft es sich handelte. Nach einer kurzen Recherche erwies sich, dass sich das heutige Radosty unweit von Wartenburg (Barczewo) hinter diesem Namen versteckt.

Der Titel der Sendung spricht ein heikles Thema in der europäischen Zeitgeschichte an, und zwar das sogenannten „Russenkinder“, also derjenigen Kinder, die infolge einer Vergewaltigung gezeugt worden waren. Man schätzt, dass sich die Zahl solcher Kinder auf ca. 200 000 (inklusive Kinder, die durch einen Missbrauch seitens der westlichen Alliierten geboren waren) beläuft. Man braucht es hiermit gar nicht zu erwähnen, wie sehr jene Kinder von ihren Altersgenossen gehänselt wurden und welches Schamgefühl sie jeden Tag verspüren mussten.

Nicht anders geschah es im Falle von Winfried Behlau, der von den prekären Umständen, die sein ganzes Dasein schwer belas-

teten, erst im Alter von 13 Jahren erfuhr. Damals teilte ihm seine inzwischen im Alter von 103 Jahren verstorbene Mutter mit, dass sie im Sommer 1945 Opfer einer sexuellen Nötigung wurde. Vor gewisser Zeit hatte sie das zerstörte Königsberg verlassen und kam mit zwei Töchtern auf den Bauernhof ihrer eigenen Eltern in der Hoffnung, sich dort geschützter und geborgener zu fühlen. Anstatt dessen musste sie ein trauriges Schicksal vieler anderer deutscher Frauen teilen, was man unter anderem aus dem Spielfilm „Anonyma – eine Frau in Berlin“ (2008) kennt. Da sie 1942 schon Kriegswitwe wurde, musste es dem kleinen Winfried übrigens von Anfang klar sein, dass der an der Ostfront gefallene Ehemann seiner Mutter sein leiblicher Vater nicht werden konnte.

„Direkte Beschimpfungen musste Winfried Behlau in seiner Kindheit im Gegensatz zu anderen Russenkindern nicht erleben. In einer Schublade zuhause fand er als Jugendlicher eine Akte vom Amt, in der er als ‚Kriegsschadensfall‘ geführt wurde. ‚Das hat mich sehr getroffen‘, sagt er. Auch in seiner Taufurkunde steht anstelle des Vaters ‚Mutter vergewaltigt‘, wie er später herausfand“, schrieb Christina Sticht in ihrem 2025 verfassten Artikel für „Die Welt“ (<https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article141995358/Kriegsende-1945-Alliierte-Soldaten-zeugten-mehr-als-200-000-Kinder.html>, Zugriff: 14.06.2026).

Aber zurück zum Geburtsjahr Winfried Behlaus: Die Mutter entschied sich mit ihren kleinen Kindern nach Westdeutschland zu gehen, wo sie eine neue Existenz aufbauen wollte. Winfried kannte also seinen eigentlichen Vater nicht und musste er sich mit der Tatsache, Halbweise zu sein, irgendwie arrangieren. Das gelang ihm: Er heiratete, wurde selbst Vater und konnte sein Leben genie-

ßen. Das Rätsel rund um seine Geburt ließ ihn allerdings nie los. Doch erst nach seiner Pensionierung nahm er sich Zeit, um dieses Geheimnis durch eine Recherche in einschlägigen Quellen endlich zu lüften. Selbstverständlich war es von vornherein unmöglich, Näheres über einen vermeintlich „blauäugigen Russen“ zu erfahren, der sich einst an seiner Mutter vergriffen hatte. Die mühsame Vertiefung in die vergilbten Akten verhalf ihm jedenfalls, zur inneren Ruhe zu kommen. Nach Aussagen seiner Angehörigen und Freunde wurde er danach viel Menschen offener und trotz seines hohen Alters hoffnungsvoller. Er selbst fasste es vor laufender Kamera folgendermaßen: „Ohne jenen russischen Soldaten hätte es mich ja nicht gegeben“.

Winfried Behlau knüpfte inzwischen Kontakte zu anderen „Russenkindern“ an und publizierte die Ergebnisse seiner Erkundungen im Buch „Distelblumen. Russenkinder in Deutschland“ (2014). Er wählte die Distelblume für die Überschrift seines Buches, weil er mal bei Leo Tolstoi gelesen hat, es sei eine äußerst widerstandsfähige Pflanze: Wird sie nämlich von jemand zertrampelt, erhebt sie sich schnell wieder!

Obwohl ich die ganze Sendung sehr aufmerksam verfolgt habe, und außerdem online recherchiert habe, konnte ich es nicht herausfinden, ob Wilhelm Behlau sich mindestens einmal traute, seinen ermländischen Geburtsort aufzusuchen.

Vielleicht ist seine Lebensgeschichte in Ottendorf (Radosty) doch bekannt?

Monika Marons Tagebücher 1980 bis 2020

Wer vor dem Mauerfall in Berlin 1989 ins Industrierviertel Halle-Bitterfeld-Merseburg fuhr, konnte sehen und riechen, wie die giftigen, aus den Schornsteinen quellenden Dämpfe die Leute dort krank machten. Darüber schreiben durfte man nicht! Der „reale Sozialismus“ war, so stand es in der Zeitung, menschenfreundlich! Wer das bestritt, galt als „Staatsfeind“.

In zwei Romanen angesehener DDR-Autoren, in Christa Wolfs „Der geteilte Himmel“ (1963) und in Erik Neutschs „Spur der Steine“ (1964), wird, jeweils auf der ersten Seite, die düstere Szenerie, die sich dem Betrachter bot, zumindest angedeutet.

So heißt es bei Erik Neutsch „Tag und Nacht wälzt sich der Qualm aus den sechzehn Essenschlünden, Tag und Nacht. Er schwärzt im Winter den Neuschnee auf den Äckern, rußt im Frühling über die weißen Blüten der Kirschbaumzeilen an der Chaussee, trübt sogar im Herbst noch die novemberdunklen Flüsse und umflort im Sommer die heiße, gelbe Sonne. Wenn der Wind vom Westen herüberweht, was nicht selten geschieht, dann drückt er den Rauch der Fabriken in die Straßen der Stadt, dann bringt er oft Regen mit, einen schmutzigen, klebrigen Regen, der den Ruß aufgesaugt hat und ihn auf das Pflaster, die Dächer, auf die Felder und die Baumkronen legt.“

Kritik an mangelndem Umweltschutz im SED-Staat sind diese Beschreibungen von Industrielandschaften aber noch nicht! Geliefert hat sie Jahre später die 1941 in Berlin geborene Journalistin Mo-

Monika Maron, Stieftochter seit 1955 des SED-Politikers Karl Maron (1903-1975), mit ihrem ersten Roman „Flugasche“ (1981), der in keinem DDR-Verlag erscheinen durfte. Fast wortwörtlich mit Erik Neutchts Text übereinstimmend beschrieb sie das Umfeld der „Arbeiterklasse“, die angeblich den Sozialismus aufbaute: „Die Schornsteine, die wie Kanonenrohre in den Himmel zielen und ihre Dreckladung Tag für Tag und Nacht für Nacht auf die Stadt schießen, nicht mit Gedröhn, nein, sachte wie Schnee, der langsam und sanft fällt, der die Regenrinnen verstopft, die Dächer bedeckt, in den der Wind kleine Wellen weht.“

Was in den beiden Romanen von Christa Wolf und Erik Neutsch noch als Beschreibung der Örtlichkeit gelten mochte, in die die Romanhandlung eingebettet ist, das wird im Kontext des Romans „Flugasche“ zum „staatsfeindlichen Akt“. Die junge Journalistin Josefa Nadler, die bei der fiktiven Zeitung „Illustrierte Woche“ arbeitet, wird von ihrer Redaktion nach Bitterfeld bei Halle geschickt, weil sie eine Reportage über das dort betriebene Braunkohlekraftwerk schreiben soll. Der Text wird aber, weil er zu kritisch ausgefallen ist, nicht gedruckt. Als Begründung wird angegeben, die Verfasserin betreibe „Schwarzmalerei“.

Als Monika Maron ihr Tagebuch am 24. März 1980 eröffnet, ist ihr Roman abgeschlossen und liegt dem S. Fischer-Verlag in Frankfurt/Main und seinem Lektor Thomas Beckermann zur Begutachtung vor. Er erschien 1981 zum Missvergnügen des SED-Politbüros und erregte hohes Aufsehen.

Wenn man diese 233 Seiten angeblicher Tagebücher, die, wie behauptet wird, 41 Jahre umfassen sollen, gelesen hat, dann ist man

enttäuscht über die dürftige Substanz dessen, was dem Leser hier geboten wird. Der Autorin freilich ist kein Vorwurf zu machen, denn schon in der „Vorbemerkung“ lässt sie uns wissen: „Eigentlich war ich entschlossen, meine Tagebücher vor meinem Tod zu verbrennen...Meine Tagebücher waren nie für die Veröffentlichung geschrieben, nur zur Selbstverständigung und für meine Erinnerung.“

Verglichen mit den 1997/98 veröffentlichten Tagebüchern einer anderen DDR-Schriftstellerin, der frühverstorbenen Brigitte Reimann (1933-1973), die, vereint mit mehreren Briefwechselbänden, das Prosawerk zu überwuchern drohen, sind die Aufzeichnungen Monika Marons eher armselig. Dass das keine echten Tagebücher sind, zeigen schon die zahlreichen Textlücken wie die vom 9. Mai 1989 bis 2. Oktober 1990 oder die von 2014 bis 2019.

Das, was die 28 Jahre lang eingesperrten DDR-Bewohner 1989/90 unerhört aufgeregt hat, der Mauerfall und die Wiedervereinigung, kommt hier überhaupt nicht vor!

Stattdessen berichtet sie über zahlreiche Westreisen, die ihr von ihrem Staat, dem sie kritisch gegenübersteht, gestattet werden. Diese Reisen führen sie seit 10. Oktober 1983, da ist ihr Roman „Flugasche“ schon zwei Jahre im westdeutschen Buchhandel, nach Westdeutschland, England, Frankreich, Italien und in die Vereinigten Staaten. Auf diesen Reisen trifft sie immer wieder, selbst im fernsten Winkel der Welt, ausgebürgerte DDR-Autoren.

Wie ein Leitmotiv (zuerst am 20. November 1980) zieht sich durch das Buch die ständige Erwähnung des Schriftstellers Ernst Toller

(1892-1939), der nach dem Ersten Weltkrieg an der Errichtung der Münchner Räterepublik 1919 mitgewirkt hat und deshalb zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt wurde, der danach in der Weimarer Republik zu einem vielgespielten Dramatiker wurde, 1933 emigrierte und sich am 22. Mai 1939 in New York umbrachte. Auf ein offensichtlich geplantes Buch über den jüdischen Revolutionär aus Preußen wartet der Leser aber noch immer!

Jörg Bernhard Bilke
Coburg, 30. April 2026

Monika Maron „Immer noch freundlich, aber kaum noch geduldig“. Tagebücher 1980-2021“, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2026, 237 Seiten, 28.00 Euro

**„Meine Feder ist leichter als die eines Kolibris“
Poesie von Czesław Miłosz im Haus für Poesie Berlin**

von Arkadiusz Łuba

**Eine gemeinsame Veranstaltung des Polnischen Instituts Berlin mit dem Haus für Poesie Berlin ehrte in vergangenen Tagen den polnischen Literaturnobelpreisträger
Czesław Miłosz.**

Joseph Brodsky hielt ihn schlicht für den größten Dichter unserer Zeit, und für Seamus Heaney [szejmeshini] war er zugleich Orpheus und Teiresias, Dichter und Prophet. Die Rede ist von dem polnischen Literaturnobelpreis-Träger von 1980 – Czesław Miłosz. Der Dichter, Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber Michael Krüger hat da vor allem zwei Gedanken, wenn er an seinen alten Freund denkt: „Er war ein bemerkenswerter Mann, der die längsten Augenbrauen hatte, die ich je an einem Dichter gesehen habe. Diese Augenbrauen waren so, als würden sie Schatten werfen in seine Augen. Das war das Erste, was einem sofort auffiel. Das Zweite war, er war offensichtlich, wenn man mit ihm sprach, einer, der das Leben liebte. In einem emphatischen Sinne, also er war nicht ein Dichter, der die Entsagung pflegte, sondern er war ein Dichter, der aus dem Vollen schöpfte.“

Für den Iraker Hatif Janabi, Miłoszs Übersetzer ins Arabisch, war der Dichter lange überhaupt kein Begriff. Zum ersten Mal hörte er über ihn nach der Literatur-Nobelpreis-Bekanntmachung. Der Stellvertretende Chefredakteur der Zeitschrift „Poezja“ und sein

Gegenwartsliteratur-Professor an der Universität Warschau, Jan Witan, lud ihn am Tag der Bekanntmachung auf eine Tasse Kaffee ein: „Es war 13:00 Uhr. Und es war der 9. Oktober. Witan fragte, ob ich einen Kaffee trinken möchte. Ich habe „gern“ gesagt. Er wollte also einen Kaffee kochen und zurückkommen. Und plötzlich, schon nach fünf Minuten – also um 13:05 Uhr – rannte er rein ins Zimmer und sagte zu mir: »Unser Miłosz hat den Nobelpreis bekommen«. Ich habe mich gefreut, fragte aber: »Wer ist das überhaupt?« Denn Miłosz war zu der Zeit verboten. Witan hat in seinen Vorlesungen kein einziges Mal von Miłosz gesprochen. Deshalb war es für mich eine Überraschung.“

Julia Fiedorczuk, die im Jahre 2000 als Lyrikerin debütierte, lernte Czesław Miłosz nie persönlich kennen. Sie dachte über ihn als über einen monumentalen Dichter. Denn neben Wisława Szymborska, einer anderen polnischen Literaturnobelpreis-Trägerin, dominierte er die Poesielandschaft am Ende des XX. und am Anfang des XXI. Jahrhunderts. Sie wollte gegen die Figur des Dichtervater-Miłosz und des Patriarchen-Miłosz rebellieren. Mit der Zeit entdeckte sie einen nuancierten, menschlichen, widersprüchlichen und zweifelnden Miłosz. Doch sie glaubt nicht an die einzig rettende Stärke der Poesie: „Es fällt mir schwer, diese Art von Glauben an die Poesie zu teilen – so, wie Miłosz ihn formuliert hat. Mir fällt es schwer, die Überzeugung von der Einzigartigkeit der poetischen Sprache zu teilen, von dieser besonderen, fast missionarischen Rolle des Dichters, wie Miłosz es wollte. Aber auch ich glaube sehr daran, dass Poesie wichtig ist. Ich finde, sie ist wichtig im 21. Jahrhundert. Vielleicht ist sie im 21. Jahrhundert sogar auf eine gewisse Weise heilsam. Aber ich denke anders darüber als Miłosz. Ich glaube, Poesie ist vor allem deshalb so notwendig, weil sie

hilft, Reste von Freiheit in uns zu bewahren – in einer Zeit, in der ein Großteil unseres Lebens von Algorithmen bestimmt wird, von einem kognitiven Kapitalismus und von Konsum.“

Miłosz überlebte zwei Diktaturen, die deutsche Besatzung Polens durch die Nationalsozialisten und, nach dem Krieg, die stalinistische Diktatur, die sein Heimatland in einen totalitären Satellitenstaat der Sowjetunion verwandelte. Unter der Terrorherrschaft der Nazis war er im Untergrund tätig. Unter den Kommunisten hatte er unterschiedliche Posten in diplomatischen Vertretungen inne, bevor er 1951 in Frankreich politisches Asyl erhielt.

In seinem Buch „Zniewolony umysł“ („Das verführte Denken“) von 1953 analysiert Miłosz die Anziehungskraft, die totalitäre Systeme insbesondere auf Intellektuelle ausüben. Ab Anfang der 1960er Jahre wurde er Professor in Berkeley [berklej] und erhielt 1970 die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Zu Beginn seines dichterischen Schaffens stand Miłosz noch stark unter dem Einfluss der polnischen Katastrophisten. Später beruhigt sich der Ton. Gleichzeitig wird die Dichtung, in moralischen und poetischen Traktaten, in denen die verwickelte polnische Geschichte in Siebenmeilenstiefeln durchschritten wird, zu einem Instrument präziser Zeitdiagnostik.

Maria Janion, eine der bekanntesten Kennerinnen der polnischen Literatur, schrieb über Miłosz, „Er habe „intellektuell alle Höllen und einige Paradiese des 20. Jahrhunderts durchlebt. Unsere gesamte Welt der Ideen und Vorstellungen sei in ihm enthalten“: „Ohne Miłosz wäre das persönlich erlebte Wissen Polens über das 20. Jahrhundert so verarmt, dass ich nicht weiß, ob er sich auf seinen schwachen Beinen hätte halten können“, schrieb sie in

Kroński-Miłosz. Epizod z dziejów myśli i poezji in ihrem wichtigen Buch *Do Europy tak, ale razem z naszymi umarłymi* von 2000.

Und doch sei Miłosz' Feder leichter „als die eines Kolibris“, den er an anderer Stelle als „Kinderkreisel der Lüfte“ beschreibt. Er weiß: „Was groß war, hat sich als klein erwiesen. / Reiche verblassten wie verschneites Kupfer.“ Ihn bewegt ein emphatischer Glaube an die Kraft der Dichtung („Denn mehr wiegt eine einzige gute Strophe / Als die Last vieler fleißiger Seiten“); für ihn besteht sie in dem Wagnis, das „Leben neu anzufangen in jeder Sekunde“. Im Spätwerk, das sich im Duktus immer mehr der Prosa annähert, rücken metaphysisch-philosophische Überlegungen sowie eine Sehnsucht nach dem Land der Herkunft in den Mittelpunkt... Und so kehrte Miłosz 1993 nach Polen zurück und ließ sich in Krakau nieder. Dort starb er 2004.

Neben Traktaten und Belehrungen, neben Pathos und Patina gibt es auch bei Miłosz Werke reiner Poesie; wie das Gedicht *Dar*, also *Gabe*. Hier in der Übersetzung von Karl Dedecius:

Gabe

Der Tag war so glücklich.

Der Nebel fiel früh herab, ich hatte im Garten zu schaffen.

Die Kolibris rasteten an der Blüte des Kaprifoliums.

Es gab in der Welt kein Ding, das ich hätte haben wollen.

Ich kannte niemanden, den ich beneiden müsste.

Was Böses geschehen war, habe ich vergessen.

Ich schämte mich nicht zu denken, ich sei, wer ich bin.

Ich spürte keinerlei Schmerz im Leibe.

Aufgerichtet sah ich das blaue Meer und die Segel.

Kreis Lyck,

Genealogie, Ahnenforschung,, Familiengeschichtsforschung

Von Lyck in die weite Welt

Eine Forschung ohne Ende, man ist immer dabei!

Im Kreis Lyck, in Deutschland, in Europa und weltweit .

Seit über 30 Jahren bin ich dabei-

8 Generationen meiner Familie dokumentiert.

Unzählige Auskünfte gegeben, in mittlerer vierstelliger

Anzahl.

Aus Brasilien erhielt ich dieses Schreiben, auch dort hat man die deutschen Wurzeln nicht vergessen

Sehr geehrter Herr Donder,

zunächst möchte ich mich nochmals ganz herzlich für Ihre Zeit, Ihre Mühe sowie für die zahlreichen Links, Karten und Informationen bedanken, die Sie mir zugesandt haben. Vielleicht können Sie sich gar nicht vorstellen, welchen Einfluss Ihre Hilfe auf die Rekonstruktion der Geschichte meiner Familie hier in Brasilien hatte.

Zunächst möchte ich mich für die Länge dieser E-Mail entschuldigen. Familiengeschichte ist für mich eine große Leidenschaft, und wenn ich darüber schreibe, fällt es mir schwer, mich kurz zu fassen.

Bitte entschuldigen Sie außerdem, falls ich etwas missverstanden

Sehr geehrter Herr Donder,

zunächst möchte ich mich nochmals ganz herzlich für Ihre Zeit, Ihre Mühe sowie für die zahlreichen Links, Karten und Informationen bedanken, die Sie mir zugesandt haben. Vielleicht können Sie sich gar nicht vorstellen, welchen Einfluss Ihre Hilfe auf die Rekonstruktion der Geschichte meiner Familie hier in Brasilien hatte.

Zunächst möchte ich mich für die Länge dieser E-Mail entschuldigen. Familiengeschichte ist für mich eine große Leidenschaft, und wenn ich darüber schreibe, fällt es mir schwer, mich kurz zu fassen.

Bitte entschuldigen Sie außerdem, falls ich etwas missverstanden habe. Da ich Übersetzungsprogramme benutze, bin ich manchmal unsicher, ob ich alles richtig verstanden habe.

Falls ich Ihre Nachricht bezüglich möglicher Kosten für Kopien oder Unterlagen missverstanden haben sollte, teilen Sie mir dies bitte mit. Selbstverständlich bin ich gerne bereit, die entsprechenden Kosten zu übernehmen.

Ich möchte Ihnen außerdem eine kleine Neuigkeit zu meiner Familienforschung mitteilen. Dank der Hilfe eines Experten für die alte deutsche Kurrentschrift konnte die Unterschrift meiner Urgroßmutter Olga in ihrem Reisepass erneut untersucht werden.

Dabei stellte sich heraus, dass sie ihren Nachnamen nicht „Czarnetzki“, wie er im Reisepass angegeben ist, unterschrieben hat, sondern „Scharnetzki“, also in einer germanisierten Schreibweise. Dadurch konnte ich endlich nachvollziehen, weshalb ihr Nachname in den brasilianischen Dokumenten als „Charneski“ eingetragen wurde.

Leider konnte ich bisher in den deutschen Kirchen- und Personenstandsregistern noch keine weiteren Unterlagen finden – mit

Ausnahme ihres Auswanderungseintrags im Hamburger Hafen. Allerdings konnte ich dank eines der von Ihnen übersandten Links feststellen, dass diese Namensvariante tatsächlich existiert.

Auch die Karten, die Sie mir geschickt haben, waren von unschätzbarem Wert. Sie ermöglichten es uns, die verschiedenen Orte besser zu verstehen, an denen mein Urgroßvater Albert Bury gelebt hat.

In seinen Unterlagen erscheinen die Ortsnamen Borken, Hohenau und Skomatzko. Dank Ihrer Hilfe konnten wir diese Informationen geografisch und historisch einordnen.

Dadurch war es sogar möglich, eine Internetseite über die Geschichte der Familie Bury zu erstellen.

Viele Familienmitglieder kannten diese Orte und die Geschichte unserer Vorfahren überhaupt nicht. Heute können wir sie für zukünftige Generationen bewahren.

Dank dieser Internetseite lernen sich inzwischen verschiedene Zweige der Familie Bury kennen. Familienmitglieder, die bisher nur wenig über ihre Vorfahren wussten, teilen heute Fotografien, Dokumente und Familiengeschichten miteinander. Zu sehen, wie Menschen unterschiedlicher Generationen Interesse an ihrer Familiengeschichte entwickeln, ist eine der schönsten Erfahrungen dieser Forschung.

Die Karten halfen uns außerdem zu verstehen, dass Albert und Olga vermutlich in derselben Region aufgewachsen sind, möglicherweise gemeinsam zur Schule gingen und sich dort kennenlernten – eine Begegnung, aus der später eine große Familie in Brasilien entstand.

Auch die Geschichte der Familie Scharnetzki wurde für ihre Nachkommen viel verständlicher. Bereits vor Beginn meiner Forschung wussten wir aus den Erzählungen Olgas, die innerhalb der Familie über Generationen weitergegeben wurden, dass ihr Vater im Ersten Weltkrieg für sein Heimatland gefallen war.

Dank der Informationen und Unterlagen, die Sie mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt haben, konnten wir den historischen Hintergrund dieses Teils unserer Familiengeschichte viel besser verstehen.

Viele deutschstämmige Familien in Brasilien sind mit den Geschichten ihrer Vorfahren aufgewachsen und haben stets großen Respekt vor ihren deutschen Wurzeln bewahrt.

Auch heute noch sind Kinder, Enkel, Urenkel und Ururenkel stolz darauf, ihre Herkunft zu kennen und die Geschichte ihrer Familien weiterzugeben.

Viele junge Menschen in Brasilien interessieren sich heute leider nur wenig für die Geschichte ihrer Familien. Für mich ist sie jedoch von großer Bedeutung. Zu wissen, woher wir kommen und wer unsere Vorfahren waren, bedeutet auch, ein wenig besser zu verstehen, wer wir heute sind.

Deshalb möchte ich Ihnen von Herzen danken.

Durch Ihre Hilfe haben Sie nicht nur Dokumente und Informationen weitergegeben, sondern dazu beigetragen, einen Teil der Geschichte unserer Familien wieder sichtbar zu machen – eine Geschichte, die im Laufe der Zeit beinahe verloren gegangen wäre.

Heute können Kinder, Enkel, Urenkel und Ururenkel die Menschen ein wenig besser kennenlernen, denen sie letztlich ihre eigene Geschichte verdanken.

Die Suche nach den deutschen Unterlagen meiner Familie geht weiter, und ich freue mich über jeden kleinen Fortschritt.

Nochmals vielen herzlichen Dank für Ihre wertvolle Unterstützung.

Mit herzlichen Grüßen aus Brasilien

20.July 2026

Dieter Siebald und seine Serie „Aus alter Zeit“

Auch das gab es in Masuren, den Weidenkorbmacher!

Man benötigte die Weidenkörbe für jede Arbeit, Kartoffelkörbe, Erntekörbe, Fischreusen, zum Pilze- sammeln oder als Futterkörbe für das Vieh!

Sucht man in alten Archiven oder masurischen Chroniken, findet man den Beruf als Korbmacher, regelmäßig im Kreis Ortelsburg, Gumbinnen oder Lyck, namentlich aufgeführt!



Einsam und verlassen stehen die Weiden um den Weiher, Nebel-
schwaden um wabern sie in der Flur!

Der laue Frühlingswind - erwärmt die Natur - ihr Haargeäst, nur

eines kurzen Augenblickes gleich, erinnern an die alten Zeiten, als Korbmacher, sie zu Gebrauchsgegenständen verarbeiteten. Die Weidenruten, die heute wild in die Natur wachsen, waren früher das Rohmaterial für die Korbmacher. Man fand sie an Seeufern, Weihern, Bach - und Flussläufen und sie dienten zur Herstellung von Körben und Möbeln.

In alter Zeit waren die Korbmacher auch Korb Hausierer. Die aus Weiden geflochtenen Körbe waren ein ständiger Gebrauchsgegenstand des täglichen Lebens! In der Landwirtschaft, im Handwerk und in den Haushalten. Eigentlich war das Korbflechten ein Noterwerb und das erste Handwerk für Blinde. Wenn die ländliche Bevölkerung ihre Körbe nicht selbst herstellten, bezogen sie sie vom Korbhausierer.

In Mitteleuropa finden wir hier die Sinti, Jenische und Juden. War die Nachfrage an Körben in einem Dorf erschöpft, wanderte man zum nächsten. Es war das Hausieren oder Anbieten von Dienstleistungen, neben den Korbmachern gab es auch die Kesselflicker oder Scherenschleifer. In unserer heutigen Zeit, in Deutschland, gelten für Hausierer die Bestimmungen für ein Haustürgeschäft. Als Ausweis, die Reise Gewerbe Karte! In der Reisegewerbekarte wird durch die Ordnungsbehörde bescheinigt, dass die betreffende Person, ein Reisegewerbe betreibt. Auch Schausteller oder wer ein Wanderlager betreibt, benötigt diese Karte. Drucker Kolonnen, die Zeitungen an der Tür verkaufen wollen, müssen eine Kopie der Reisegewerbekarte, vom Auftraggeber mit sich führen, sie sind Angestellte! Gerade hier, ein Abtauchen, oft werden sie polizeilich gesucht!

Die Hausierer gehörten alten ethnischen Minderheiten an und waren Zigeuner, Juden oder Jenische (eine Schicht der Armutsgesellschaft der frühen Neuzeit des 19. Jahrhunderts, mit eigener Sprache, jenisch).

Die Hausierer transportierten ihre Waren aus eigener Kraft, mit der Schubkarre, Handwagen, Rückentragekorb (Kiepe) oder in einem Quersack über dem Rücken. Es wurden auch Bauchläden benutzt, auf denen Kernseife, Klammern, Rasierklingen, Schnürsenkel und andere Dinge angeboten wurden. Bis Ende der 60er Jahre konnte man die echten Hausierer antreffen, man kannte sich, von denen keine Gefahr ausging. (z.B. Senf, hausgemacht).

Erlangte der Hausierer einen kleinen sozialen Aufstieg, leistete er sich ein Hundegespann, Fahrrad, Pferdefuhrwerken oder später ein Auto. Oft wurden in den ländlichen Gegenden auch Naturalien für die Ware eingetauscht, so entstand der Einzelhandel, aus dem Hökerhandel!

In der alten Zeit waren die Hausierer ein fester Bestandteil, sie waren durchaus erwünscht und man wartete schon auf sie. Eine Nebenfunktion der Hausierer war, das überbringen von Nachrichten und Informationen aus ihrem weiten Umfeld. Bot ein Hausierer Zeitschriften an, meistens den Bauernkalender, er bestimmte den bäuerlichen Ablauf im Jahr, war er ein Kolporteur. Wurden Kurzwaren, Knöpfe, Nadeln angeboten, waren es meist jüdische Hausierer.

Wären die Korbmacher nicht durch die industrielle Produktion, Körbe aus Draht und Kunststoff verdrängt worden, würden noch

heute die Weiden an Bächen und Flüssen, als Rohmaterial für ihre Körbe Verwendung finden.

Heute ist die Zeit der Korbhausierer vorbei!

Die Ausbildung zum Korbmacher, heute, ist die Berufsbezeichnung „Flechtwerkgestalter“.

Nicht alles, was aus Draht oder Plastik hergestellt wird, ist auch schön.

Viele Menschen, in unserer schnelllebigen Zeit, haben sich wieder auf den Ursprung besonnen, denn gerade so ein alter Weidenkorb, im Schuppen, kann viel erzählen, wenn man es zulässt!

Ziemlich beste Freunde

Seinerzeit war in der Bundesrepublik ein witziges Lied sehr beliebt. Sein Interpret, Peter Alexander, besang einen sehr gewandten und zugleich opferbereiten Vater, der allzeit für allerlei Reparaturen zu Hause zuständig war. Die erste Strophe dieses ab und zu noch gespielten Gassenhauers klang so:

***Das hier ist die Geschichte von einem braven Mann.
Wann immer Not am Mann ist, na, da muss der Arme ran,
Denn wenn das Klo verstopft ist, die Badewanne leckt,
Wenn die Familie bis zum Hals in Schwierigkeiten steckt,
Dann heißt es: „Papa vor“, da rufen sie im Chor***

(Textautor: Bernd Meinunger 1944-2025).

Jeder kennt dieses Problem: Wenn im Haushalt etwas nicht stimmt oder die ganze Wohnung bzw. das Haus renovierungsbedürftig ist, müssen ein Makel oder eine Panne möglichst schnell behoben werden. Besitzt man aber selbst keine Fertigkeiten in dieser Hinsicht, dann müssen echte Handwerker richtig anpacken.

Ich hatte einst Glück, einen solchen zuverlässigen, oft unentbehrlichen Mann kennenzulernen, für den es nie irgendwelche Geheimnisse in der Sparte Instandsetzung eines Domizils gibt. Für ihn existieren keine Wendungen in der Art: „Das lässt sich nicht machen“, „Na, das geht aber nicht“, die oft nur Ausreden eines inkompetenten Handwerkers sind. Obwohl dieser hier namentlich nicht genannte Mann schon nicht mehr jungenhaft aussieht und eher kleiner Statur ist, besticht er durch seine enorme körperliche

Kraft sowie seinen bewunderns- und beneidenswerten Optimismus bei der Ausführung jedes Unterfangens. Eine Zimmertür aus den Angeln zu heben und sie wieder an die alte Stelle zu bringen ist für ihn offensichtlich keine Herkulesaufgabe. Eine riesige Packung mit einer neuen Duschkabine aus den unermesslich weitläufigen Lagerräumen eines Baumarktes ins Wageninnere zu schleppen – bitte sehr!

Doch das, was bei ihm besonders zu belobigen ist, ist seine außerordentliche technische Begabung. Einen Entwurf für eine moderne Heizungsanlage anzufertigen, scheint für ihn etwa keine Herausforderung zu sein. Aus der heutigen Sichtweise ist nur zu bedauern, dass der emsige Tüftler aus den sogenannten einfachen Verhältnissen her kommt und deswegen keine Chance vom Leben bekommen hatte, mal sein Abitur zu machen, um später zum Beispiel Ingenieurwesen zu studieren. Er wäre bestimmt ein hervorragender Ingenieur, vielleicht auch ein geschätzter Erfinder geworden.

Dessen ungeachtet trägt er in sich keinen Groll an sein Schicksal. Mit seinen zahlreichen Geschwistern versucht er sehr gute Beziehungen zu unterhalten, seine eigene Familie himmelt er wahrlich an. Vor etlichen Jahren kaufte er in seiner Heimatgegend ein baufälliges Haus, an dem er unermüdlich und mit viel Erfolg werkelt. All diese zeitraubenden und oft herausfordernden Maßnahmen nimmt er vor, um nur die bestmöglichen Bedingungen für seine Nächsten zu schaffen.

Da er kein Stadtmensch ist, lebt er im Einklang mit der Natur zusammen. Beeten im Garten anlegen, frei laufende Hühner züchten,

Schwalbennester im kleinen Schuppen beobachten: All das sind seine kleinen Lebensfreuden, die er sehr zu schätzen weiß. Dabei ist er sehr auf die umweltfreundliche Lebensart bedacht. Sorgfältige Mülltrennung ist bei ihm stets großgeschrieben.

Obwohl wir uns schon seit knapp drei Jahrzehnten kennen und deswegen schon manches über unsere Herkunft und unser Familienleben im Allgemeinen wissen, war ich neulich ziemlich überrascht, nachdem ich ihn nach seinen Vorfahren befragt hatte. Allzeit war ich nämlich überzeugt, er sei ein waschechter Masure. Dies ergab sich aus der Tatsache, dass er oftmals Ortsnamen nannte, die ich im Dreieck Osterode-Dietrichswalde-Hohenstein verortete und daher irrümlicher Weise für masurisch hielt.

Dieses Missverständnis ergab sich zum Teil daraus: Es war früher ein Grenzgebiet zwischen Ermland und Masuren. Bei unserem letzten Treffen erzählte er endlich genauer über die Ursprünge seiner Familie. Es erwies sich dabei Folgendes: In Wirklichkeit ist er also ein Kind eines nach 1945 aus Ostpolen eingewanderten Holzfällers und Waldarbeiters, der eine deutsche Ermländerin geheiratet hatte. Welch ein typisches Schicksal für viele Einheimische!

Was ich hiermit noch anführen möchte, ist die sprachliche Eigenart dieses Mannes. Zwar bedient er sich keiner Mundart, aber es gibt manche lexikalen und grammatikalischen Indizien, die doch von irgendeinem Einfluss der deutschen Sprache zeugen.

Dazugehört etwa der häufige Gebrauch der Präposition „od“ anstatt des Genitivs, insbesondere bei der Nennung von Verwandtschaftsgraden: „syn od mojej siostry“ ist als „Sohn von meiner Schwester“ zu verstehen. Und noch eine Sache, auf die ich übli-

gens schon vor vier Jahrzehnten aufmerksam wurde: Es handelt sich diesmal um die Übertragung der Höflichkeitsformel „Sie“ auf das Polnische auch im Falle einer freundschaftlich engeren Beziehung. Es ist klar, dass dies sicherlich als eine Form von hoher Wertschätzung einer anderen Person zu verstehen ist. Wohl aus diesem Grunde wird nach wie vor von uns gesiezt anstatt geduzt.

Wir unterscheiden uns nur in ganz wenigen Angelegenheiten. Besonders eine Meinung dieses wahrhaftigen Multitalents unter den Handwerkern würde ich nicht teilen, und zwar die, dass die Polinnen und Polen früher viel häufiger zusammengekommen seien und dadurch das Leben im Allgemeinen in vollen Zügen genossen hätten.

Obwohl wir beide nahezu gleichaltrig sind und uns an die Zeit vor 1989 noch gut erinnern können, gehen unsere Beurteilungen jenes Zeitalters also weit auseinander.

Naja, man kann es nie wissen, wie jemand seine Jugendzeit gestaltet hatte.

Obwohl es einen Anschein von Unwahrscheinlichkeit hat, will ich abschließend die ganze Leserschaft versichern, dass es den hier vorgestellten Menschen in Wirklichkeit gibt.

Nur, ich gebe seinen Namen nicht an aus dem Grund, da er ein sehr bescheidener Typ ist und auf keinerlei Weise nach Ruhm strebt.

Teksty w języku polskim

Rok 2024 został ustanowiony przez Senat RP Rokiem Czesława Miłosza

Czesław Miłosz (1911- 2004) - polski poeta, prozaik, esista, historyk literatury, tłumacz, dyplomata. Laureat Nagrody Nobla w dziedzinie literatury (1980); profesor Uniwersytetu Kalifornijskiego w Berkeley. Kawaler Orderu Orła Białego.

Uznawany za najwybitniejszego polskiego poetę XX wieku. W latach 1951–1993 przebywał na emigracji, do 1960 we Francji, następnie w Stanach Zjednoczonych.

Do 1980 istniał zapis cenzorski, nie tylko zakazujący publikacji jego utworów, ale nawet wymieniania jego nazwiska (w sytuacjach koniecznych używano np. eufemizmu autor „Ocalenia”)

9 października 1980 poeta otrzymał literacką **nagrodę Nobla** za całokształt twórczości (za bezkompromisową przenikliwość z jaką opisuje zagrożoną egzystencję w świecie pełnym silnych konfliktów.”) W 1993 r. poeta definitywnie przeprowadził się do Polski i zamieszkał w Krakowie.

Czesław Miłosz

Dar

Dzień taki szczęśliwy,
Mgła opadła wcześniej, pracowałem w ogrodzie.
Kolibry przystawały nad kwiatem kaprifolium.
Nie było na ziemi rzeczy, którą chciałbym mieć.
Nie znałem nikogo, komu warto byłoby zazdrościć.
Co przydarzyło się złego zapomniałem.

Nie wstydzilem się myśleć, że byłem, kim jestem.
Nie czułem w ciele żadnego bólu.
Prostując się, widziałem niebieskie morze i żagle.

Piosenka o końcu świata

Dopóki słońce i księżyc są w górze,
Dopóki trzmiel nawiedza różę,
Dopóki dzieci różowe się rodzą,
Nikt nie wierzy, że staje się już.
Dopóki twarze pszczoł zaszły w ulu,
Dopóki zielony juczny osioł idzie,
Dopóki wygina się żagiel na morzu,
Nikt nie wierzy, że staje się już.
Dopóki kowal podkuwa koń,
w giełdzie trwają hałasy,
Dopóki gospodyń zielone warzywa sprzedają,
Nikt nie wierzy, że staje się już.
A kto czeka trąb i znaków cudownych,
Ten nie wierzy, że staje się już.
Jedynie siwy staruszek, który by był prorokiem,
Ale nie jest prorokiem, bo ma inne zajęcia,
Przepasuje sobie pomidory i powiada cicho:
Innego końca świata nie będzie,
Innego końca świata nie będzie.

Wiersze zamieszczone na stronie: <https://literatura.wywrota.p>

Dieter Siebald i jego kolumna „Z dawnych czasów”

Wytwórca koszy wiklinowych. (Plecionkarz)

Samotnie i cicho stoją wierzby nad stawem, a mgła snuje się po łąkach. Ciepły wiosenny wiatr budzi naturę — ich delikatne gałązki, niczym włosy poruszone na chwilę, przypominają dawne czasy, gdy koszykarze przemieniali je w przedmioty codziennego użytku. Wiklinowe pręty, które dziś rosną dziko w naturze, były niegdyś podstawowym surowcem koszykarzy. Znajdowano je nad jeziorami, stawami, strumieniami i rzekami — służyły do wyplatania koszy i mebli.

Dawniej plecionkarze byli także wędrownymi handlarzami. Wyplatane z wikliny kosze były nieodzownym elementem życia codziennego — w gospodarstwie, w rzemiośle, w każdym domu. Właściwie koszykarstwo było zajęciem z konieczności, a nawet pierwszym rzemiosłem dostępnym dla osób niewidomych. Jeśli wiejska ludność nie wyrabiała koszy sama, kupowała je od wędrownego koszykarza. W Europie Środkowej w tej roli spotykano Sinti, Jenischów oraz Żydów. Gdy w jednym gospodarstwie zapotrzebowanie na kosze się wyczerpywało, ruszano do następnej wsi.

Pojawił się nowy zawód: **domokrażca** — wędrowne oferowanie usług i towarów.. Obok koszykarzy chodzili także kotlarze czy ostrzyciele noży. W dzisiejszych czasach w Niemczech działalność domokrażców regulują przepisy dotyczące sprzedaży bezpośredniej. Ich dokumentem jest **Reisegewerbekarte** — karta potwierdzająca prowadzenie wędrownego handlu. Potrzebują jej również artyści objazdowi czy organizatorzy wędrownych pokazów. Nawet kolporterzy gazet muszą mieć przy sobie kopię takiej karty od zlecniodawcy — są przecież pracownikami. Właśnie w tej branży często zdarza się „znikanie”, bo wielu z nich jest poszukiwanych przez policję.

Domokrązcy należeli do dawnych mniejszości etnicznych — byli to Romowie, Żydzi lub Jenischowie, „warstwa ubogiego społeczeństwa wczesnej nowożytności XIX wieku, z własnym językiem — jenisch”. Towary nosili własnymi siłami: na tacach, w koszach na plecach (kiepa), w ręcznych wózkach, w skrzyniach przewieszonych przez ramię. Używano też specjalnych taxek, na których oferowano mydło, klamerki, żyletki, sznurowadła i inne drobiazgi. Jeszcze do końca lat 60. można było spotkać prawdziwych domokrązców — znano ich, a od nich nie groziło żadne niebezpieczeństwo. Sprzedawali choćby domowy musztardowy sos.

Gdy domokrązca zdobywał nieco wyższą pozycję społeczną, kupował sobie psi zaprzęg, rower, wóz konny, a później samochód. W wiejskich okolicach często płacono im w naturze — tak rodził się handel detaliczny, wywodzący się z ze sprzedaży straganowej. W dawnych czasach domokrązcy byli stałym elementem życia — oczekiwano ich i witano z radością. Ich dodatkową funkcją było przekazywanie wiadomości z dalekich stron. Jeśli oferowali gazety, najczęściej **kalendarz gospodarski**, który wyznaczał rytm prac rolniczych, byli **kolporterami**. Gdy sprzedawali drobne towary — guziki, igły — byli to zazwyczaj żydowscy domokrązcy.

Gdyby plecionkarzy nie wyparła produkcja przemysłowa — kosze z drutu i plastiku — do dziś wierzby nad strumieniami i rzekami służyłyby jako surowiec do ich wyrobów. Dziś czas wędrownych plecionkarzy minął..

Nie wszystko, co powstaje z drutu czy plastiku, jest piękne. W naszej szybko płynącej epoce wielu ludzi znów zwraca się ku źródłom — bo taki stary wiklinowy kosz, stojący w szopie, potrafi wiele opowiedzieć, jeśli tylko pozwolimy mu mówić.

Reinhard Donder o liście z Brazylii

**Powiat Elk — genealogia, badania nad przodkami, historia
rodzin Z Elku w szeroki świat.**

Badania bez końca — zawsze w drodze!

W powiecie elckim, w Niemczech, w Europie
i na całym świecie.

Od ponad trzydziestu lat jestem w to zaangażowany. Osiem pokoleń mojej rodziny zostało udokumentowanych. Udzieliłem niezliczonych informacji — w średniej, czterocyfrowej liczbie.

Z Brazylii otrzymałem ten list — tam również nie zapomniano o niemieckich korzeniach. Następnie dzieli się odkryciem, które porusza serce każdego genealogisty.

Dzięki pomocy specjalisty od dawnej niemieckiej pisowni ponownie zbadano podpis jego prababki Olgi w paszporcie. Okazało się, że nie podpisała się jako „**Czarnetzki**”, jak widniało w dokumencie, lecz „**Scharnetzki**” — w zniemczonej formie. To odkrycie wyjaśniło, dlaczego w brazylijskich dokumentach jej nazwisko zapisano jako „**Charneski**”.

Choć w niemieckich księgach kościelnych i urzędowych nie udało się znaleźć więcej dokumentów — poza wpisem emigracyjnym w porcie w Hamburgu — dzięki jednemu z przesłanych linków potwierdzono, że ta wariant nazwiska rzeczywiście istniała.

Ogromną wartość miały również mapy, które otrzymał. Pozwoliły zrozumieć miejsca, w których żył jego pradziadek Albert Bury — **Borken, Hohenau, Skomatzko**. Dzięki pomocy można je było osadzić geograficznie i historycznie.

To umożliwiło stworzenie strony internetowej poświęconej historii rodziny Bury. Wielu członków rodziny nie знаło tych miejsc

ani dziejów swoich przodków. Dziś mogą je zachować dla przyszłych pokoleń.

Strona stała się miejscem spotkań różnych gałęzi rodziny. Ci, którzy dotąd wiedzieli niewiele, zaczęli dzielić się zdjęciami, dokumentami, opowieściami. Widok ludzi z różnych pokoleń, którzy odkrywają swoje korzenie, autor listu nazywa jednym z najpiękniejszych doświadczeń tych badań. Mapy pomogły także zrozumieć, że Albert i Olga prawdopodobnie dorastali w tej samej okolicy, być może chodzili do tej samej szkoły — i tam się poznali. Z tego spotkania narodziła się później wielka rodzina w Brazylii. Historia rodziny Scharnetzki również stała się dla potomków bardziej zrozumiała. Z rodzinnych przekazów wiadano, że ojciec Olgi poległ w I wojnie światowej. Dzięki informacjom i dokumentom, które zostały życzliwie udostępnione, można było lepiej zrozumieć historyczne tło tej części rodzinnych dziejów.

Autor listu pisze dalej, że wiele rodzin niemieckiego pochodzenia w Brazylii dorastało w atmosferze szacunku dla swoich korzeni. Dzieci, wnuki, prawnuki i praprawnuki są dumne z tego, że znają swoje pochodzenie i przekazują historię dalej. Choć wielu młodych ludzi w Brazylii nie interesuje się dziś historią swoich rodzin, dla niego ma ona ogromne znaczenie, by wiedzieć, skąd pochodzimy i kim byli nasi przodkowie, by **lepiej rozumieć, kim jesteśmy dzisiaj**.

Dlatego pisze: Dzięki tej pomocy dzieci, wnuki, prawnuki i praprawnuki mogą dziś lepiej poznać ludzi, którym zawdzięczają własną historię. Poszukiwania niemieckich dokumentów trwają dalej — i każdy mały krok naprzód jest radością.

Na końcu listu autor składa jeszcze raz serdeczne podziękowania za bezcenne wsparcie.

„Mit herzlichen Grüßen aus Brasilien

Z cyklu: dziedzictwo kulturowe Warmii i Mazur

Ogień świętojańskie i ich mistyczne tradycje

Günter Schiwy

Dzień św. Jana, 24 czerwca, był dla mieszkańców Puszczy Piskiej zwykłym dniem pracy — takim jak każdy inny. A przecież to dzień narodzin Jana Chrzciciela, patrona, od którego nasza powiatowa stolica, Johannsburg/Pisz, wzięła swoją nazwę. W herbie miasta widnieje **„das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers in einer Schale”** — ścięta głowa Jana na misie.

Pierwotnie dzień św. Jana należał do pruskich świąt Galindów i Sudowów, dawnych mieszkańców Mazur. Byli oni z naturą związani znacznie silniej niż my dzisiaj. Dlatego noc przesilenia letniego obchodzili zgodnie ze swoim wierzeniem — jako czas szczególnej mocy.

W najdłuższy dzień roku, pełen jasnego, promiennego światła, rozpalano ognisko radości. Światło dnia miało dla tych ludów ogromne znaczenie. Świętowano więc ucztami i dobrym jedzeniem.. W ich przekonaniu ludzkie życie było możliwe jedynie dzięki wyższym siłom. Kult natury był dla nich naturalnym sposobem myślenia i odczuwania — wyrażał się w obrzędach i ofiarach składanych bogom.

W czasach pogańskich ogień uważano za środek uzdrawiający. Przypisywano mu moc ochronną przed chorobami i burzami. Dlatego rozpalano — ogień przeciw „wrogim mocom”. Były to jednocześnie święte zaklęcia, mające odpędzać czarownice i duchy — dusze zmarłych i żyjących kobiet, które według wierzeń krążyły po świecie. Czarownice miały latać na miotłach albo przemieniać się w wilki, kozły czy koty. Ten pradawny zabobon wywodził się z wierzeń indogermańskich plemion, czczących bogów słońca i

światła w leśnych gajach.

„Święty ogień” chronił przed chorobami i kaprysami pogody. Gdy stos drewna się wypalał, Prusowie przeskakiwali przez ogień, wierząc, że płomienie wypalą choroby tkwiące w ich ciałach. Potem śpiewali i tańczyli wokół żarzącej się jeszcze czerwieni. Popiół rozsypywano na polach, aby zapewnić lepsze plony.

Z tych pogańskich pruskich ognisk, przez wiele pokoleń, wykształciły się nasze **świętojańskie obchody**, które od roku 506 po Chrystusie celebrują narodziny Jana Chrzciciela — „jako światło ludzkości”. Do dziś są symbolem słońca.

W niektórych regionach toczą z pagórków płonące koła owinięte słomą, będące znakiem słońca. Wszędzie tam, gdzie osiedlili się germańscy przodkowie, ognie świętojańskie są obchodzone z godnością — jako pamięć o dawnych wierzeniach.

Germanie składali swoim bogom w ofierze kozła, dziękując za światło dnia, za rytm roku i za samo istnienie. Ogień ofiarny stawał się pretekstem do uczty, śpiewów i tańców.

W czasach późniejszych, już w mazurskich wsiach, świętojańskie ognie były wydarzeniem pełnym życia. Sprzedawano słodycze, a zanim stos zapłonął, odbywały się zawody i gry: przeciąganie liny, ścinanie pni na czas, skoki w workach, strzelanie. Młodzież z dwóch sąsiednich wsi mierzyła się w siłach — niekiedy kończyło się to bójką, zwłaszcza gdy w grę wchodziły panny na wydaniu.

W lesie, urządzano prowizoryczny strzelniczy plac. Odbywało się tam strzelanie z małego kalibru — trzy strzały kosztowały 10 fenigów.

Gdy zapadał zmierzch, burmistrz Kreuzofens/Krzyże zapalał pochodnię snopek słomy, by wzniecić płomienie ognia świętojańskiego. Deszcz iskier sypał się we wszystkie strony, zależnie od

tego, jak wiatr znad Niedersee/ Jezioro Nidzkie zmieniał kierunek.

Uczestnicy śpiewali i tańczyli wokół ogniska, którego płomienie odbijały się w ciemnej tafli pobliskiego jeziora. Zawsze śpiewano pieśń: „Płomień w górę! Święty ogień! Zwołajcie młodzież ...”

Trzymając się za ręce, śpiewali tak, że echo niosło się przez las i nad szeroką wodą — jak przysięga.

Bitwa pod Sedanem

Arno Surminski

Jak każdemu wiadomo, historia świata zrzędziła we wrześniu roku 1870 bitwę pod Sedanem, ostatnią bitwę, w której Niemcom przyszło zwyciężyć jak trzeba, tak prawdziwie od serca i tak, żeby za tym zwycięstwem w ślad nie poszedł marny koniec. Cesarz z krwi i kości pomaszzerował, no nie, pojechał kareta prosto w kazamaty, odpiąwszy szpadę od swojego krągłego korpusu i przekazawszy ją zwycięzcy na oczach przyglądających się z należytej odległości wojsk.

Ubolewać trzeba, że bitwy takie jak ta z rzadka tylko się zdarzają. Jakże bardzo podnoszą ci one ducha patriotyzmu. A i w długie zimowe wieczory można o nich gawędzić, opowiadać dzieciom i wnukom, trzymać się kurczowo wspomnień o nich, gdy czasy nastaną ponure.

Tak więc nic w tym dziwnego, że zmyślni ludzie pomyśleli o tym, by powtarzać historię spod Sedanu. Żeby odgrywać ją ciągle na nowo, bo taka była piękna, że aż porywała za serce.

W Kalischken na pomysł ten wpadł karczmarz Podreit. Cały jeden wieczór namawiał się ze Związkiem Kombatantów Wojennych, a następnego dnia do sąsiedniej wsi Padrauken ruszyła konno delegacja, gdyż Kalischken nie posiadało dostatecznej liczby zdolnych do działań bojowych mężów na użytek wielkiej bitwy pozycyjnej z okrążeniem nieprzyjaciela.

Na czele pochodu jechał Podreit, który też nie schodząc z konia przemówił do mieszkańców Padrauken:

— Dziesięć lat już minęło od wielkiego zwycięstwa pod Sedanem. Już pora, żeby Francuzom znów przetrzepać skórę. Umyśliliśmy zatem, żeby na rżyskach, co leżą między Kalischken a Padrauken, tam gdzie dzieciarnia gęsi pasa, ruszyły na siebie w natarciu oba wojska. My z Kalischken będziemy Prusakami, wy tu z Padrauken zagracie Francuzów.

Padraukowianom nie było w smak, że mieli dać się osaczyć i upokorzyć w Sedanie razem z tym kurduplowatym szpicbródką Napoleonem. Ale zgodzili się ponieść ofiarę dla dobra sprawy. Tak więc data bitwy pod Sedanem została wyznaczona na piątek, jednego z pierwszych dni września, zaraz po drugim śniadaniu. No, żeby tylko pogoda była dobra w Sedanie!

Przygotować bitwę to kawał solidnej roboty. Karczmarz Podreit wybrał się aż do gołdapskiego garnizonu, żeby wypożyczyć flinty, ślepe naboje i stare uniformy. Zebrał też po wsi fuzję, a do tego cepy i kosy dla piechoty.

Trzeba było pnie drzew zamocować na wozach drabiniastych, bo miały wyglądać jak armaty spod Sedanu. No i trzeba było pomyśleć o postaciach biorących udział w samej akcji.

Karczmarz Podreit najchętniej zostałby królem pruskim, Wilhelmem, ale natura poskąpiła mu bujnych bokobrodów, tak że musiał się zadowolić rolą Żelaznego Kanclerza. Notabene dożyłotnio. Króla pruskiego miał zagrać milczący stelmach obdarzony pełnym

zarostem, któremu Związek Kombatantów Wojennych postawił warunek, żeby na dzień bitwy pod Sedanem wystrzygł zarost dookoła brody w celu uzyskania możliwie największego podobieństwa z historycznym pierwowzorem.

Do roli niewielkiego wzrostem Moltkego trafił się bauer nazwiskiem Kossak, człowiek o przysadzistej posturze, ważący dwa cetnary i parę pudów, pod którym każdy koń ugiął się w kolanach.

Gorzej rzecz się przedstawiała w Padrauken, gdyż nie szło nijak znaleźć Napoleona. Naczelnym wodzów, Mac Mahona i Bazaina dało się jeszcze jakoś zwerbować, ale kto by tam chciał jako Napoleon upadać na kolana przed milczącym stelmachem z Kalischken?

Nic nie pomagało; padraukowanie ufundowali nagrodę w wysokości trzech talarów. Wtedy to znalazł się dryblasowaty, szpetny człowiek, ni czytaty ni pisaty, ale za to miał dobry głos do śpiewu — był to stróż nocny Szusgin.

No, teraz już można było zaczynać. Dzieciakom dano dzień wolny od szkoły. Baby wyległy przed domy i przyglądały się, jak kwiat męski z Kalischken ciągnął na bitewne pole.

Pastor Tomballa odprawił mszę polową, najpierw u Francuzów, potem dla swoich Prusaków. Następnie wojska przetoczyły się w kierunku rzyńska. Z przodu przed Prusakami trębacz na koniu. Rozległ się tętent koni. Ziemia zadrżała. Dzieci, a przygnajcie no gęsi do zagrody, Prusacy nadchodzą!

Widzicie no tam pod ogolonymi na łyso wierzbami tego łotra Napoleona? Ci z Padrauken posadzili go na siwka, żeby każdy jeden dał radę dojrzeć śmiertelnego wroga.

Wreszcie zabimbały kościelne dzwony. Trębacz popędził przed linie prusackie, zaczerpnął dla pokrzepienia łyk z pełnej faszki i zadał donośnie i groźnie w stronę nieprzyjaciela, który okopał się był pod owsianymi ścierniami.

Armaty oddały strzały, ogień poszedł z moździerzy, piechota podeszła do przodu; jakiś spóźniony bociek, szukający na polu czegoś na obiad, rzucił się do ucieczki opuszczając bitewne pole. Jeże zwinęły się w kłębek, polne myszy powłaziły głęboko do swoich dziur. Wszelkie stworzenie wzięło nogi za pas, kiedy piechota z Kalischken ruszyła marszem na Sedan. A dym armatnich wystrzałów ciągnął się ponad polami, jak podczas palenia ognisk na kartofliskach.

Na pagórku, gdzie stacjonowało naczelne dowództwo, milczący stelmach dokładał wszelkich starań dla zachowania godnej postawy. Żuł jedną prymkę po drugiej i wypluwał czarny sos na żywną ziemię należącą do Kalischken.

Tylko Bismarck nie dawał rady zdzierżyć na królewskim pagórku. Sadził susami wzdłuż i wszerz za liniami prusackimi, ciął szablą w ciężkim od dymu powietrzu grube plastry i wrzeszczał, jakby chodziło o życie albo śmierć.

Francuzi nie poruszyli się, aż do chwili, gdy kawaleria dobrana z rumaków ze stajni w Kalischken przygalopowała i połaskotała

ich w pięty. Tak więc byli osaczeni; dla honoru postrzelali jeszcze przez pół godzinki ślepakami w powietrze, aż do momentu, gdy wszelki opór nie miał już sensu...

Posłaniec z białym prześcieradłem zatkniętym na drągu od wideł przyklusował pod królewski pagórek. W ślad za nim podążał smętny stróż nocny Szusgin na swym siwku. Karczmarz Podreit przyjął ich obu u stóp pagórka i skoczył z pyskiem na Napoleona.

— A wstydu ty nie masz, żeby przeciwko pocziwym ludziom z Kalischken wojnę prowadzić!

Wyrwał cesarzowi cugle z rąk i poprowadził siwka przed milczące oblicze stelmacha, który stojąc w majestatycznej pozie obejmował ojcowskim spojrzeniem pole bitwy.

Nic nie pomogło; Napoleonie, musisz zleźć z konia! Boś jest o głowę wyższy od króla pruskiego i górujesz nad nim, a to się nie godzi dla zwyciężonego. No i parę łez też należałoby uronić. No, skoro tak trzeba. Nocny stróż Szusgin przejechał palcem po języku, nabrał trochę śliny i obtarł nią oczy. Wtedy król Wilhelm popatrzył łagodnym i dobrotliwym wzrokiem po zebranych i zarządził powrót dzielnych wojsk do domu.

Wjazd obu armii do Kalischken odbył się przy dźwiękach muzyki. Potem na wiejskich błoniach wspólne śpiewy na zakończenie: Bogu teraz wszyscy dziękujcie! Później to już Prusacy wymieszali się z Francuzami pod jarmarcznymi budami, przyglądając się, jak niedźwiedź tańczył do grających skrzypek; próbowali przejechać się na osle, który w dzień bitwy pod Sedanem przybył do Kali-

schken z miasta. Wieczorem zaś za żabim stawem zapłonęły ognie bengalskie, odbijając się czerwonym światłem w lustrze wody. A w karczmie Żelaznego Kanclerza było hucznie i tanecznie.

Tak to się odbywało rok po roku. Bitwa pod Sedanem w Kalischken stała się atrakcyjną osobliwością, by nie powiedzieć, wydarzeniem o randze ogólnonarodowej. Nawet aż z Königsbergu przybywali patrioci, żeby na polach między Kalischken a Padrauken nawąchać się prochu. I jeszcze po dziś dzień nocny stróż Szusgin klusowałby po ściernisku w roli posmutniałego Napoleona, gdyby nie nastąpił był ów nieszczęsny rok 1888.

W roku tym, w którym biedne Niemcy musiały być rządzone po kolei aż przez trzech cesarzy, patriotyczne uniesienie karczmarza Podreita osiągnęło punkt kulminacyjny. Kiedy nadszedł moment przyprowadzenia pojmanego do niewoli Napoleona przed oblicze króla pruskiego, Bismarck nie zdzierżył. Zrzucił francuskiego cesarza z siodła, rzucił się na niego i zaczął okładać go sztachetą. Darł się przy tym: — Straży nad Renem nic nie ruszy! —

Takie pogwałcenie reguł gry zraniło honor francuskiego dowództwa naczelnego. Wodzowie zakasali wysoko rękawy i dawaj odrywać Bismarcka od swojego cesarza. Kiedy w trakcie tego gwałtownemu karczmarzowi oberwał się kopniak w tyłek, król Wilhelm i Moltke poculi się w obowiązku wkroczyć do akcji.

W chwili potem władcy Francji i Niemiec tarzali się wśród owsianych ścierni, a obie armie ryczały „hurra” z uciechy nad tym nieoczekiwanym zwrotem w przebiegu bitwy.

Nie obeszło się bez krwotoków z nosa. No i paru wyrostków też trzeba było zatrzymać. Nocny stróż Szusgin miał złamany kciuk i na domiar złego też zwichnięcie barku. Wystarczająco źle, aby pojechać do miasta i złożyć doniesienie o nieprzestrzeganiu reguł gry i spowodowanie obrażeń na ciele.

Jak każdy zauważył, w tym miejscu bitwa pod Sedanem w Kalischken odeszła od swojego historycznego wzorca. Około świętego Marcina doszło do procesu Napoleona przeciwko Bismarckowi i współnikom o poniżenie i użycie przemocy w bitwie pod Sedanem. Oskarżyciele, świadkowie i oskarżony przybyli do sali sądowej w uniformach, bocząc się zasiedli na swoich miejscach i rozmawiali ze sobą tylko w trzeciej osobie nie patrząc na siebie nawzajem.

Nie ma więc widoków na zgodę między Prusakami i Francuzami? Nie, nic tu się zrobić nie da i już!

— Z królem Wilhelmem i Moltkem to mógłbym się jeszcze i pogodzić — powiedział stróż nocny Szusgin — ale Bismarck walił za mocno.

Czy dziesięć talarów grzywny wystarczy?

Jako napomnienie byłoby lepiej dwadzieścia, wysoki sędzie! No i parę talarów zadośćuczynienia za poniesione obrażenia też się biednemu stróżowi należy.

Kara pieniężna, którą karczmarzowi Podreitowi przyszło zapłacić, była najmniejszym złem. Bardziej ciążyło to, że odtąd nie miało już być bitwy pod Sedanem. Jako że nikt nie palił się do przyjęcia niebezpiecznej roli francuskiego cesarza. Tak więc Związek Kombatanów Wojennych z Kalischken podjął uchwałę, którą włączono

do regulaminu bitwy pod Sedanem: „Publiczne napiętnowanie Napoleona odbywające się po wzięciu jego samego w niewolę zostaje niniejszym pod wszelkim pozorem z przebiegu bitwy usunięte.”

— No dobra, to zagram znowu — powiedział Szusgin, kiedy usłyszał o tej uchwale.

Ale tymczasem w Padrauken zaczęło być głośno o pewnym człowieku, który przez parę lat w kancelarii adwokackiej w Insterburgu uczył się był pisać i przemawiać. On też zajechał konno z padraukowską delegacją pod karczmę w Kalischken, otworzył usta i przemówił w te słowa: — Przez wiele lat padraukowanie grali osaczonych Francuzów. Już czas najwyższy, żeby tak raz też Padrauken wygrało bitwę pod Sedanem.

Ależ słuchajta no, dyć nie możeta chyba przewrócić historii do góry nogami! Niby co ma się stać z Niemcami, jeśli Francuzi zwyciężą pod Sedanem?

— O tym mowy być nie może — rzekł ten zręczny w mowie człowiek. — Będziemy zamieniać się rolami. W latach nieparzystych Francuzi będą z Kalischken, a w latach parzystych z Padrauken.

Tak jest, tak właśnie ma być, postanowił Związek Kombatantów Wojennych. I w ten sposób bitwa pod Sedanem została uratowana.

Nadszedł ów pierwszy rok, w którym to Kalischken miało przegrać pod Sedanem. Karczmarz Podreit w roli Napoleona siedział na kupie mokrej słomy tuż za liniami francuskiego frontu, żuł bez umiaru tytoń i zdawał się być pogodzony ze swym losem.

Gdy nieprzyjacielska piechota podeszła blisko, wskoczył, tak jak było umówione, na siwka i przyglądał się nadciągającej w tłumie kłęsce.

Myśl o tym, że miałby dać się nocnemu stróżowi Szusginowi, który po tamtej stronie grał Bismarcka, wziąć do niewoli, doprowadzała go do szewskiej pasji. Nie, tak łatwo karczmarz Podreit pokonać się nie da. I im bliżej Prusacy podchodzili ku cierpliwie stojącemu siwkowi, tym goręcej płonęła głowa Podreita.

Jak nie podniesie wrzasku, darł się głośniejsz niż podczas wszystkich dotychczas rozegranych bitew pod Sedanem, wreszcie przedarł się w stronę najbardziej wysuniętych do przodu linii, bez najmniejszego pardonu. Nawet wtedy, gdy dowodzona przez stróża nocnego Szusgina kawaleria spadła Francuzom na kark, dzielny cesarz nie poddał się.

Posłańca z białą flagą ani widu, ani słyhu. Walka przeciągała się już grubo w czasie; w Kalischken przypalał się obiad, bo Napoleon za nic nie chciał przegrać. Kazał nawet swojemu adiutantowi podać sobie strzelbę myśliwską i zaczął strzelać nie schodząc z siwka do atakujących Prusaków. Ze skutkiem.

Szturmujący Szusgin wyleciał z siodła wydając z siebie spektakularny krzyk. Leżał teraz rżęząc na przyległej do Kalischken roli i spływał krwią plamiąc czarną ziemię. Nic tylko jakaś ostra kula musiała się zawieruszyć między ślepymi nabojami przeznaczonymi na bitwę pod Sedanem. I to ta kula, wystrzelona przez karczmarza Podreita, położyła trupem nocnego stróża Szusgina.

Tego dnia nie było kapitulacji pod Sedanem, nie było też Napoleona ze łzami w oczach. Tylko furmanka z łoskotem przetoczyła się brukowaną drogą i skręciła na pole bitwy, żeby zabrać rannego Szusgina. Położyli go na słomianych belach. Potem jak z kopyta ruszyli z dogasającym życiem prosto do szpitala w Gołdap.

Do wygodnych takiej jazdy po piaszczystych duktach nie należały, a i trwały ładne parę godzin, tak więc ranny wołał już, umrzeć w drodze śmiercią bohaterską.

Nieszczęście było wprost nie do opisania! Kalischken odwiedziła policja. Chodziła od domu do domu i poszukiwała mordercy. No i wdowa, ta biedna żona nocnego stróża Szusgina, biegła zaryczana od płotu do płotu, żeby opowiedzieć, że bitwa pod Sedanem zabrała jej ojca dwóch dorastających chłopaków.

Jak to ma się teraz niby skończyć? Uważajta no, chłopcy z Kalischken! Już po Padrauken kręci się ten wyuczony adwokat i każdemu rozpowiada, że pomoże biednej wdowie dochodzić swego prawa.

I słusznie! I tak oto Związek Kombatantów Wojennych w Kalischken otrzymał liścik ułożony przez owego wszędobylskiego człeka. Dożywotnia renta w wysokości dwunastu talarów miesięcznie będzie chyba najwłaściwszym rozwiązaniem, pisał. Gdyż trzeba wziąć pod rozwagę, jaki to dopust Boży spotkał tę nieszczęsną wdowę. Nade wszystko zabrakło jej przecież żywiciela rodziny. Kto miał zarabiać na chleb dla dorastających dzieci?

Jednak miłosierny Pan Bóg zazwyczaj i największe nieszczęście urządzi tak, żeby pozostawić choć jedną szparkę, przez którą człek może się przecisnąć. Związek Kombatantów Wojennych w Kalischken obradował przez całą jedną noc i nawet wykluczył udział szerokiej publiczności, jako że rozpatrzeniu podlegały sprawy wagi obyczajowej. Co i rusz odczytywano list, aż milczący stelmach skoczył na równe nogi i rąbnął pięścią w stół.

— Ni ma rady — rzekł i spojrzał na karczmarza Podreita, który siedział skapcianią obok niego niczym łotr po prawicy ukrzyżowanego Chrystusa. — Ni ma rady, musisz się poświęcić! Jak tego nie załatwisz tak, żeby śladu nie pozostało, to jeszcze obsmarują nas w powiatowej gazecie. Palcami będą wytykać całe Kalischken!

Łotr po prawicy podniósł głowę, kiwnął potakująco i znowu skurczył się w sobie. Był gotów zgodzić się na wszystko, byleby to tylko dobrze się dla Kalischken skończyło.

Następnego dnia do Padrauken podążyło trzech odświętnie ubranych ludzi; ten na przedzie miał nawet na głowie cylinder. Zapukali do drzwi nieszczęsnej wdowy, a kiedy im otworzono, stojący na przedzie człowiek zagaił:

— Jako że nieszczęśliwy ten wypadek, co się był przytrafił podczas bitwy pod Sedanem, już się nie odstanie, toteż Związek Kombatantów Wojennych z Kalischken chce przynajmniej bliskim zmarłego pomóc w miarę swoich sił. Żeby więc zapewnić im przyzwoitą przyszłość, postanowiono niniejszym ożenić karczmarza Podreita z wdową!

Wdowa aż stęknęła. Z przestrachu najpierw usiadła. A kiedy zaskoczenie przeszło, zaczęła się certować. Nie, niby ona sama jeszcze nie wie. Cóż by to jej mąż na to powiedział, kiedy spojrzy z nieba? Czy to w porządku, żeby wydać się za tego samego człowieka, który swoją dziką strzelaniną zgotował to nieszczęście? No a poza tym: jeszcze się rok żałoby nie skończył! No, o tym da się pomówić. Wymiar nieszczęścia domaga się wyjątkowego potraktowania, każdy jeden to zrozumie. Jednak wdowa uparcie obstawała przy roku żałoby. Przynajmniej tyle była winna swemu mężowi.

Tak się więc złożyło, że wesele można było wyprawić dopiero w dniu bitwy pod Sedanem następnego roku. Związki kombatantów z Kalischken i Padrauken stanęły szpalerem, potem zaś na specjalne życzenie panny młodej przemaszerowały na cmentarz i oddały salwę honorową nad grobem stróża nocnego Szusgina.

Pastor Tomballa mówiło pojednaniu. Orzekł, że i do tej sprawy Pan Bóg miłosierny przyłożył swoją rękę. Ale podczas tego długiego kazania jednakowoż perlisty pot zrosił mu czoło, gdy przedstawił sobie mianowicie, jaki straszliwy koniec musiałaby przybrać ta historia, gdyby tak karczmarz Podreit był ci już żonaty.

POLOWANIE Z NAGONKĄ

Siegfried Lenz

Nasze lasy ulubił sobie na miejsce popasu pewien jeleni, a był on tak ponad miarę okazały, że nazywano go pan Pronz, co znaczy mniej więcej coś w tym sensie jak pan dumny. Miał ów pan Pronz, nawiasem mówiąc, (żeby przy okazji nadmienić, jeśli już o nim mowa) wieniec liczący dwadzieścia osiem odnóg i legendarną ponoć siłę w łędźwiach; razem wzięwszy był on ozdobą i bogactwem sulejkowskich lasów.

Widywano go rzadko, ale jeśli już go kto ujrzał gdzieś na skraju lasu czy też na łące, wtedy nie mógł poczuć nic innego jak dumę i szacunek wobec właściciela tego niezwykłego poroża. A że zażywał on wszelkiej możliwej czci, toteż rozwijał się wspaniale i wkrótce dorównywał wielkością słynnym inteligentnym siwkom sulejkowskim: czasami o zmierzchu porykiwał w kierunku wsi, ustawiał się, jeśli to było możliwe, na tle zorzy wieczornej, czasami kroczył z rozwągą na drugą stronę wiejskiej drogi – a gdzie tylko się pokazał, jego pojawienie się było tematem dnia.

Cóż więc, proszę was, można było uczynić, żeby te rozślawiające debaty ograniczyły się tylko do naszej wioski? Było to zgoła niemożliwe ani też z pewnością nie leżało w ogóle w interesie sławy, której przede wszystkim chodzi o to, by się rozprzestrzeniać. I tak też sława o panu Pronzu, wspomnianym jeleniu, doszła aż do Striegeldorfu, stamtąd przedostała się kolejną i dotarła do uszu

niejakiego Knecka na Kneckach, wielce majątnego człowieka, a do tego zapalonego myśliwego.

Onże Kneck na Kneckach z miejsca rozkazał naoliwić swój dryling, wszczął pertraktacje o zezwolenie na odstrzał, które też niebawem otrzymał, by w odpowiednim czasie wyruszyć po ową ozdobę Sulejek, a przynajmniej po dwadzieścia osiem odnóg jej poroża, które pragnął zawiesić w swym knekowskim gabinecie.

W tym też celu ustalono i przygotowano tak zwane krwawe łowy, przy czym pan Pronz miał być najpierw tylko postrzelony, następnie podczas ucieczki dopadnięty i w końcu przy pomocy kordelasa pozbawiony ryczącego żywota. Stosownie do tego wynajął sobie Kneck na Kneckach naganiaczy, psy i tropicielei oraz ustalił termin polowania.

Nigdy przedtem Sulejki nie były tak przygnębione jak wówczas, kiedy poczuły się wystawione na niebezpieczeństwo obrabowania ich z chluby i z wędrującego pomnika swoich lasów. Gdziekolwiek się spojrzało, z kimkolwiek rozmawiało, wszędzie panowała żaloba, przygnębienie i bolesne współczucie, a jeśli gdzieś jeszcze tliło się życie, to tliło się ono w sposób przytłumiony.

Zmierzch, jak sobie wyobrażano, byłby pusty bez okazjonalnego porykiwania, zorza wieczorna nic nie znacząca bez jego sylwetki, droga, której nigdy by już nie przekraczał tak rozważnie – opustoszała. I pośród tych wyobrażeń zaczął dojrzewać opór, a wraz z tymże oporem jedna z owych wielkich myśli sulejkowskich, przed którą trudno byłoby komukolwiek nie pochylić czoła.

Myśl ta dojrzała pod starannie zaczesanym wianuszkciem włosów oberżysty Ludwika Karnickla, który najwidoczniej ze względu na swoje nazwisko cierpiał szczególnie nad losem, jaki zgotowany miał być jeleniowi. Gryzł się i przemyślał tak długo, dopóki nie wpadł na pewien pomysł, a kiedy już się go uchwycił, zwołał kilku sulejkowian pod swoją jabłonkę i tak do nich powiedział:

– Chcą nam zabrać – powiedział – chlubę naszych lasów, pana Pronza. Kto się na to godzi?

Powiódł wzrokiem po otaczającym go kręgu pocziwych twarzy, wytarł nos i stwierdził:

– Nikt się nie godzi. Wobec tego będziemy działać. Proponuję, żebyśmy wyprowadzili w pole tego myśliwego Knecka na Kneckach. Mam dalibóg jeszcze krowia skórę w piwnicy, ufarbowałem ją już na brązowo, a odpowiednie poroże można zrobić z giętkich gałęzi. To też już zrobiłem. Tak. A teraz proponuję, żeby dwóch z nas wśliznęło się w tę krowią skórę i ukazało oczom myśliwego jako jelen. Zresztą i tak wszystko odbędzie się o szarówce. Tu przerwał, nastąpiła pauza, wręcz wyczuwało się intensywną pracę myśli, aż wreszcie odezwał się jeden z mężczyzn, Adolf Abromeit:

– Ja się zgadzam. Tylko jak się zachować, jeśli już przygrzeją z flinty?

Potakujące kiwanie towarzyszyło temu zastrzeżeniu.

– O tę sprawę – zdecydował Ludwik Karnickel – muszą już zatroszczyć się ci, którzy będą towarzyszyć myśliwemu. W momencie strzału muszą po prostu odwrócić jego uwagę. Może przez kaszel, upadek, albo też przez to, że się go trąci w ramię, jak będzie celował. Mógłbyś przejąć to ty, Edmundzie Vortzu?

Krawiec przytaknął.

– Dobrze. Wobec tego w skórę wejdą Adolf Abromeit i ja. Niech Bóg błogosławi naszego jelenia.

Po tych słowach wzruszenie opanowało obecnych, uścisnęli sobie w milczeniu ręce i pożegnali się. Pożegnali się aż do owej godziny, o której miał się zjawić i ponieść śmierć sulejkowski jeleni.

A oto, co nastąpiło potem:

Krawiec Edmund Vortz postarał się znaleźć w pobliżu myśliwego, przedstawił się jako znawca leśnych ścieżek i został wezwany do przejęcia przewodnictwa.

Przejął je też w taki sposób, że owego Knecka na Kneckach, opasłego człeka z bokobrodami, przyprowadził na polanę, na której jeleni, podług słów krawca, zwykł był oddawać się rozmyślaniom. A oto, co się zdarzyło: po małej chwili nagle wyłonił się jeleni, obejrzał się na swój zad, podrapał się kopytem i niczym rozciągana harmonijka kołyszącym się krokiem podreptał w kierunku jodły.

Kneck na Kneckach sapnął:

– Tam do diabła – sapnął – elastyczny ośmiodwudziestak. Ciężko będzie go trafić za jodłą.

– To jest jego ulubione miejsce – szepnął krawiec.

Bokobrody myśliwy kazał sobie podać lornetkę, spojrzął przez nią i najwyraźniej w ogóle nie chciał jej odjąć od oczu, pełen podziwu i ogarnięty namiętnością. Wreszcie sapnął:

— Niesamowite. Niesamowite. Niesamowite. Wygląda na silnego jak krowa.

— Czasami — szepnął krawiec — lubi przystanąć między krowami. Taki wciąż sam w lesie, to go też czasem pędzi z niego.

— Psst — syknął Kneck na Kneckach — bo go spłoszymy. Ciekaw tylko jestem, czemu jego zad jest taki niespokojny.

— Może czuje się niedobrze — wyraził przypuszczenie krawiec. W tym momencie myśliwy chwycił za flintę, uniósł ją powoli i wy-celował. Edmund Vortz wstrzymując dech, obserwował wskazują-cy palec, jak się zginał i pociągnął, aż nagle tuż przed strzałem kra-wiec przewrócił się na myśliwego, wskutek czego lufa zachwiała się w ostatniej sekundzie, nieomalże już w trakcie strzału.

— Do diabła — zaklął myśliwy, ale jego oczy patrzyły przed siebie, albowiem widok, jaki się im ukazał, był tak osobliwy, że czegoś podobnego nie zdarzyło mu się przeżyć w ciągu czterdzie-stu jeden myśliwskich lat: otóż jelen, po strzale, skoczył na wspo-mniana jodle, podczas gdy jego zad, trzęsąc się i szamocząc, pozos-tała na ziemi.

— Trafiony — jęknął krawiec.

— No, no -- sapnął myśliwy w czasie gdy zad jelenia tak dy-gotał, że przednia część spadła z gałęzi.

— Dosięgło go! — zawołał Kneck na Kneckach. - Spuścić psy! Natychmiast spuszczone sfore, a ta, ujadając i szczekając, ruszyła w kierunku, w którym uchodził kołyszący się osobliwie jelen. A poruszał się tak jakoś swojsko, że myśliwy przystanął, przytknął lornetkę do oczu i po krótkiej obserwacji zauważył:

— Ten jelen kroczy jak marynarz.

— Ponoć już parę razy przepłynął rzekę — pośpieszył z za-pewnieniem krawiec. — Widziano go przy tym niejednokrotnie.

— Niesamowite — mruczał myśliwy — nie mogę wprost zna-leźć słów, niesamowite.

Postępując za ujadaniem sfory, a tym samym za jeleniem, panem Pronzem, przedzierał się polujący panowie poprzez zarośla, przystawali raz po raz, nasłuchiwali, upewniali się, badali też leśny grunt, żeby znaleźć ewentualne ślady krwi jelenia. Ścigali go tak parę ładnych kilometrów, kiedy niespodzianie stanęli jak wryci, albowiem oczom ich ukazał się następujący obraz: osobliwy jelen stał sobie na cichej leśnej polance i pieścizotliwie głąskał po sierści sforę, która otoczyła go w milczeniu. Widok był zaiste pełen pokoju i pojednania.

Kneck na Kneckach znowu sapnął:

- Czy można – sapnął – wierzyć własnym oczom?
 - Jak najbardziej – zapewnił krawiec – prawdopodobnie jelen chce sobie pogadać z psami.
 - Najlepiej będzie – zdecydował bokobrody – jeśli mu przygrzeję z flinty. Bo inaczej szlag mnie trafi. Podaj mi bron.
- Wziął dryling, wycelował starannie i nacisnął spust w tym momencie, kiedy krawiec Edmund Vortz rozkaszał się na całe gardło. Zad jelenia podskoczył w górę, rozległ się okrzyk bólesci, z piersi tajemniczego jelenia wyrwało się przekleństwo, po czym zwierzę, z początku niezdecydowane, jaki obrać kierunek, ruszyło w drogę. Uciekało zygzakiem w nader dziwnych podskokach, kluczyło, a klęło bez ustanku.
- Dalej – zakomenderował myśliwy Kneck na Kneckach – za nim!

Pobiegli przez idylliczną polankę, każdy trzymał w jednej ręce dryling, w drugiej błyszczący kordelas. Wtem, lichy wie jak, jelen nagle się potknął, padł jak długi i zanim znowu się podniósł, jego przewaga już znacznie zmalęła. Bokobrody wydał okrzyk tri-

umfu, w swym zapale znalazł się jeszcze bliżej jelenia: mógł już usłyszeć jego dziwaczne posapywanie.

Tak, i teraz stało się coś, czego nikt w Sulejkach nigdy nie zapomniał: jelen, zwietrzywszy niebezpieczeństwo, popędził nieoczekiwanie w kierunku oświetlonej chałupy, otworzył drzwi i w następnej sekundzie znikł z oczu.

Ścigający zatrzymali się oszołomieni, tym bardziej że sławny jelen nie zapomniał zamknąć drzwi od wewnątrz. Ale kiedy już oszołomienie minęło, wdarł się Kneck na Kneckach do otulonej nocą chałupy i warknął do pierwszego człowieka, jaki wyszedł mu naprzeciw:

– Gdzie jelen?

Na co bezzębny stary chłopina odparł:

– A gdzie też może być jelen? W lesie.

– Widziałem jelenia – upierał się myśliwy – jak wchodził do tej chałupy. Wobec tego musi być tutaj.

– Może jest w kuchni? – wykrzywił się w uśmiechu stary. – Pewnie pomaga przy krojeniu kapusty. Bo akurat ubijamy kapustę.

Kneck na Kneckach wraz ze swoją obstawą przetrząsnęli chałupę; w kuchni znaleźli żonę starego, znaleźli też w kuchni dwóch mężczyzn, którzy pomagali przy ubijaniu kapusty; lecz jelenia nie znaleźli, nie znaleźli pana Pronza, chluby sulejkowskich lasów.

Bokobrody nie pozwolił się zbyć się tak łatwo, wydał zarządzenie, żeby rozbić przed chałupą myśliwski namiot, wlaźł do niego i czatował na jelenia. Czatował tak całą jesień, nie słuchał już

żadnej rady, pozwalniał wynajętych naganiaczy i przewodników, stopniowo zdziwaczał ów myśliwy.

Twierdził stanowczo i z przekonaniem, że sam widział, jak jeleni uciekł do tej chałupy i dlatego chciał czekać tak długo, dopóki ten znowu nie wyjdzie.

No cóż, czas robił swoje, kapusta od dawna kisiła się w beczułce, aż w końcu pewnego dnia Knecka na Kneckach złapał taki reumatyzm, że musiał przyjechać po niego powóz, aby zabrać go do domu.

Kiedy przejeżdżali sobie spokojnie koło jakiejś łąki, woźnica nagle zawołał:

– Tam on jest, panocku, pan Pronz!

I faktycznie, pośrodku stada krów najspokojniej w świecie roztaczał gałęzie swego poroża okazały jeleni, spojrzał raz w ich stronę, po czym dalej żarł pełną gębą. Kneck na Kneckach wyrzwał z powozu, popatrzył na zwierzę i oświadczył:

Ablu Przybyło, tu nie możesz ufać własnym oczom. Ruszaj!

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft/ Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego -Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V. Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn., Tel.: +48 606 68 02 18

E-mail: barbara.willan@gmail.com
<https://www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de>

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna (Website-Redakteurin), Uwe Hahnkamp, Arkadiusz Łuba, Reinhard Donder, Grzegorz Supady, Siegfried Burghardt.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland: IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych TomActive Tomasz Glinka, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku 7

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen, Marschallamt in Allenstein und von VdG finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej, Urząd Marszałkowski Województwa Warmińsko-Mazurskiego oraz Związek Niemieckich Stowarzyszeń Społeczno-Kulturalnych w Polsce.



**Michael Krüger, Hatif Janabi, Julia Fiedorczuk (v.l.n.r.) im Haus für Poesie Berlin
sprechen über Czesław Miłosz, fot. © Arkadiusz Łuba**



Das Główny Dwór-Museum befindet sich in der Försterhütte Pranie. Die 29. Sommer-Kunstsaison 2026 ist in der Försterhütte Pranie bereits im Gange. Weitere Konzerte, Aufführungen und Lesungen finden hier im August statt./ Muzeum Głównego w Leśniczówce Pranie. W Leśniczówce Pranie trwa 29. Letni Sezon Artystyczny 2026. W sierpniu odbywają się tu kolejne koncerty, spektakle i spotkania poetyckie.

<https://atrakcje.mazury.pl/lesniczowka-pranie/>